

# Seit interessant.

## Wie Peter I. Napoleon I. Krieg erklärte.

### Würdiger Vorgänger Nikitas.

Vor hundert Jahren handelte es sich darum, Cattaro, den Hafen des Adriatischen Meeres zur Hauptstadt Montenegro zu machen. — Im Jahre 1805 erklärte der damalige Woiwode von Montenegro, Peter I., dem damals allgemein gefürchteten Kaiser der Franzosen, Napoleon I., den Krieg und riefte mit 20,000 Mann gegen die französischen Heere in Dalmatien vor. — Im Jahre 1913 griff Peter auf neue in die Geschichte ein.

Cetinje, Montenegro, 26. April. König Nikitolaus von Montenegro hat einen würdigen Vorgänger gehabt, und zwar den vor hundert Jahren über das Volk der Schwarzen Berge herrschenden Woiwoden Peter Petrovič I., der kein Bedenken trug, dem allgewaltigen Napoleon I. den Krieg zu erklären. Der Drehpunkt des Streites war das Verlangen des Woiwoden, Cattaro, den Hafen des Adriatischen Meeres, zu seiner Hauptstadt zu machen.

Peter I. erklärte im Jahre 1806 ohne langes Verhandeln dem französischen Kaiserreich den Krieg und schritt unerbittlich an der Spitze von 20,000 Mann zum Angriff auf die in Dalmatien stehende französische Armee, die von Marschall Marmont kommandiert wurde. Er stieß bei seinem Vormarsch zunächst auf die Division Lauriston, die auf Ragusa zurückgeworfen und dort eingeschlossen wurde. Auf diese Hiobspost rückten Molitor und Marmont von Zara in Eilmärschen heran. Unter den Mauern Ragusas kam es zur Schlacht, die nach achtstündigem, erbittertem Ringen mit der Niederlage der Montenegriner endete. Ein Jahr später mühten sich Marmont, Molitor und Gauthier aber immer noch vergebens ab, in den Schwarzen Bergen festen Fuß zu fassen. Der verlustreiche Guerillakrieg zwang die Franzosen im Jahre 1807 endlich sogar zum Abschluß eines Vertrages, der dem tapferen Bergvolf alle Ehren angedeihen ließ.

Die folgenden Jahre arbeitete Peter mit unermüdbarem Eifer an der Erneuerung seiner Armee, und im Jahre 1813 hielt er sich für stark genug, abermals in die Geschichte einzugreifen und Napoleon zum zweitenmal den Krieg zu erklären. Der Fehlschlag wurde mit zehnfacher Entschlossenheit geführt. Am 11. September 1813 bemächtigte sich der kühnmutige Woiwode Budnas, stürmte tags darauf die Festung Troitsa und drängte die von Campaniole kommandierten französischen Truppen Schritt für Schritt zurück. Die raschen Erfolge der Montenegriner veranlaßten England, Peter jetzt die Hilfe anzubieten, die man ihm vor der Kriegserklärung verweigert hatte. Mit Unterstützung der englischen Flotte nahm denn auch Peter, Cattaro und zog im Triumph in die Stadt ein. Aber er hatte die Rechnung ohne die Alliierten gemacht. Auf dem Wiener Kongreß äußerte Oesterreich den Wunsch, Cattaro zu besitzen, und da Rußland die Forderung Oesterreichs, das ihm seine Rechte auf Polen übertragen hatte, unterstützte, wurde Cattaro auch Oesterreich zugesprochen. Aber der Woiwode gab auch jetzt noch nicht nach und stellte sich entschieden dem österreichischen General Milutinowitsch entgegen, der mit 30,000 Mann zur Besetzung Cattaros abgedandt worden war. Die Montenegriner, die die Armees Marmonts geschlagen hatten, waren zweifellos auch mit den Oesterreichern fertig geworden, wenn die Türken, erbitterte Feinde Montenegros, nicht im Osten und Süden einen gefährlichen Vorstoß unternommen hätten, der Peter zum Verzicht auf die Verteidigung Cattaros und zum Rückzuge zwang. Den Türken kam ihre Einmischung in den österreichisch-montenegrinischen Handel jedoch teuer zu stehen. Nachdem sie in mehreren Feldzügen den Türken gezogen hatten, vernichtete Peter im Jahre 1820 ein türkisches Heer in dem mächtigen Ringen um das Morascha-Fließ vollends.

Die geringe Achtung vor dem Willen der europäischen Großmächte scheinen die Männer der „Schwarzen Berge“ demnach von ihren Vorfahren geerbt zu haben.

— Aus Brüssel, Belgien, wird gemeldet, daß der Streit der Arbeiter des Landes einen Verlust von mindestens \$20,000,000 verursacht hat.

— Nach einer aus Cetina, Chir., gehten hier eingetroffenen Nachrichten, daß die christliche Regierung die christlichen Kirchen der Welt aufgefordert, morgen als Beitrag für das Gedenken der Republik China herbeizubringen und in gebührender Weise zu feiern.

### Panama—Gibraltar.

Der Flottenausführer des nationalen Abgeordnetenhauses ist von seinem Ausfluge nach dem Panamakanal zurückgekehrt. Die Herren sind samt und sonders der Ansicht, daß der Kanal und namentlich seine Mündungen so stark besetzt werden müssen, wie nur möglich.

Damit wird jeder gute und einflussvolle Amerikaner von Herzen einverstanden sein. Selbst dann, wenn die ordnungsmäßige Befestigung der Festungen — Oberst Goethals schätzte sie auf 25,000 Mann — eine Erhöhung des Aktivbestandes unseres Bundesheeres notwendig macht.

Wenn aber der Abgeordnete Tribble von Georgia öffentlich erklärt, daß die Panamakanalbefestigungen mit Ausnahme jener von Gibraltar die stärksten der Welt werden müßten, so ist das — mit Verlaub zu sagen — Witz!

Der Glaube an die Unnehmbarkeit Gibralters spukt nur in amerikanischen Köpfen. Nur herzulande spricht man noch im Bristone der Ueberzeugung von einem „zweiten Gibraltar“, wenn man einen über jeden Zweifel hinaus starken strategischen Punkt als unüberwindlich, oder auch im bildlichen Sinne, wenn man eine Befestigung als unumstößliche Wahrheit bezeichnen will.

Zufällig hat Gibraltar seit der Erfindung der weittragenden Riesengeschütze aber seine hohe militärische Bedeutung zum guten Teile eingebüßt. Seine Festungswerke können heute von der Kanonkugel her und die an der Bucht von Algeciras gelegenen Docks und der Schutzhäfen von der gegenüberliegenden spanischen Küste aus unter Feuer genommen werden.

Das wissen die Engländer sehr wohl, und deshalb suchen sie nach einem neuen „Schlüssel“ zum Mittelmeere. Ihre begehrtlichen Blicke richten sich auf die norafrikanische Stadt Ceuta. Die aber und ihr vortrefflicher Hafen gehören den Spaniern und werden sichtlich nicht gewillig an die Engländer abgetreten.

Nun kommt aber noch ein anderer wichtiger Punkt in Betracht, der bei dem Vergleiche von Panama und Colon mit Gibraltar nicht unerwähnt bleiben darf. Das Mittelmeer ist längst nicht mehr im strategischen Sinne ein Binnenmeer. Und der Suezkanal wurde während der letzten Kriege den feindlichen Mächten freigegeben. Er wird auch in späteren Kriegen offene Fahrstraße — selbst für die Feinde Englands — bleiben, ohne daß Gibraltar es verhindern kann.

Das alte Felsenfest hört überhaupt auf, die Zufahrt zum Mittelmeer zu beherrschen, sobald Frankreich einmal den längst geplanten Boeimeerkanal baut, der den atlantischen Ozean mit dem Mittelmeere verbindet.

Rein, Herr Tribble, ein zweites und drittes Gibraltar wollen wir am Panamakanal nicht haben. Wenn unsere Ingenieuroffiziere uns nichts Besseres zu bieten haben und zu bauen vermögen, so wäre es schade um die Millionen schöner amerikanischer Dollars, die in die Fortifikationen gesteckt werden. Was wir wollen und brauchen, sind moderne Festungswerke, die nach den neuesten, erprobten Vorbildern errichtet werden, aber kein Flickwerk vom Schlage Gibraltar, dessen Schwächen mit hohlen, rutmredigen Phrasen demäntelt werden.

**Zusatz als Chevermittler.**  
Auf recht eigenartige Weise ist Albert E. Lippard von Reading, Pa., zu einer Gattin gekommen. Fräulein Theresa Ritter, aus Sioux Falls, D. S., hatte in ihrem Auto eine Spazierfahrt unternommen, als sie plötzlich die Kontrolle über die Maschine verlor. Dieselbe brachte gegen einen Baum und Fräulein Ritter wurde aus dem Wagen direkt in die Arme von Lippard geschleudert.

„Sie sind das erste Mädchen, welches ich umarme, und ich bin 25 Jahre alt.“ sagte Lippard.  
„Sie sind der erste Mann, welcher mich umarmt hat, und ich bin 19 Jahre alt“, antwortete Fräulein Ritter.  
Ein verständnisvolles Nicken folgte dieser Erklärung und bald darauf die Hochzeit des Pärchens.

**Wilson und die Presse.**  
Aus Washington wird gemeldet: Präsident Wilson hat beschlossen, jede Woche zwei Stunden für vertrauliche Unterredungen mit den Zeitungsbekanntmachern zu reservieren, weil er glaubt, daß dadurch die Staatsgeschäfte gefördert werden, und zwar will er den Korrespondenten eine Stunde an jedem Sonntag Vormittag und eine zweite Stunde jeden Donnerstag Nachmittag widmen. Er wird in diesen „Audienzen“ die Politik der Administration erklären und sein offizielles Programm darlegen. Ein großer Teil des Besprochenen wird notwendigerweise Vertrauenssache sein und nur den Zweck haben, den Korrespondenten als Richtschnur zu dienen.

### Zwischen Urteil und Hinrichtung.

Man schreibt uns aus Kriminalstrafen: Der in Frankfurt an der Oder dreimal zum Tode verurteilte Raubmörder August Sternickel hat zu Protokoll des Gerichts erklärt, daß er auf das Rechtsmittel der Revision verzichte. Unter diesen Umständen wird Sternickel zur neuen Verhandlung in Hirschberg nicht transportiert, sondern sehr wahrscheinlich demnächst hingerichtet werden. Der Herr Sternickel wird wahrscheinlich der preussischen Nachrichten Carl Gröbler sein, der in Magdeburg wohnt und mit einzelnen preussischen Provinzen ein kontraktliches Abkommen at. Dieser Vollstrecker der gesetzlichen Justiz ist zu den Behörden in einem ganz anderen Verhältnis. Er bezieht kein festes Gehalt, sondern wird für jede einzelne Vollstreckung bezahlt. Die Vergütung war früher besser als jetzt. Der Preis ist im Laufe der Zeit herabgedrückt worden. Früher bekam der Scharfrichter jedesmal 150 Mark, außerdem liquidierte er für jeden seiner Gehilfen 20 Mark sowie die Unkosten für die Reise, für die Abmung des Weiles und des Mecks. Auf diese Weise erhielt er für jede Hinrichtung rund 300 Mark. Jetzt werden nur 100 Mark bezahlt. Die Verständigung zu jeder Verurteilung findet ganz im geheimen statt, entweder durch einen eingeschriebenen Brief, oder durch einen Vertreter der Staatsanwaltschaft. Niemand, auch die nächsten Familienangehörigen, sollen etwas davon erfahren, und selbst die Gehilfen bekommen erst am Bahnhof Mitteilung, wohin die Reise gehen soll. Diese Vorsichtsmaßregeln werden gebraucht, um alles unliebsame Aufsehen zu vermeiden. Ehe der Scharfrichter an seine traurige Arbeit geht, erhält er von der Staatsanwaltschaft Einblick in die Strafakten, damit er nicht als blindes Werkzeug fungiert, sondern genau darüber unterrichtet ist, aus welchem Grunde er die Todesstrafe vollstreckt.

Der Delinquent Sternickel wird unterdessen — d. h. in der Zeit zwischen Urteil und Hinrichtung — mit Anwendung aller nur erdenklichen Vorkehrungen, um etwaige Selbstmordgedanken oder Fluchtpläne nicht zur Ausführung bringen zu können. Besonders die Fluchtpläne werden von Delinquenten vom Typ Sternickel oft bis zum letzten Moment hartnäckig verfolgt. Dem Scharfrichter Reindel, der sich zur Ruhe gesetzt hat, ist es einmal passiert, daß ihm der Mörder noch auf dem Schafott entkam. Die Mauer des Hofes, wo die Hinrichtung vorgenommen werden sollte, hatte ein unermittelter Feind; der zum Tode Verurteilte rief sich an den Stufen des Schafotts los, sprang durch das Fenster, und obgleich er sich bei dem Sprung den Fuß verstauchte, gelang es ihm, zu flüchten. Er wurde zwar bald danach wieder gefaßt, aber dann zu lebenslanglichem Zuchthaus begnadigt.

Bei Sternickel ist jede Begnadigung so gut wie ausgeschlossen. Dagegen hofft sein Ehegatte Franz Schlemmer, der gegen sein Erwarten ebenfalls zum Tode verurteilt wurde, auf eine Begnadigung. Er hat, wie die anderen Verurteilten außer Sternickel, die Revision beim Reichsgericht in Leipzig anmelden lassen, und es beginnt nun für diese Verbrecher die Zeit des Hangens und Bangens, die Zeit der Ungewißheit, der Dehnung zwischen Urteil und Hinrichtung oder Urteil und Begnadigung. Ueber diese Zeitpanne ist ein strafprozessualer und psychologischer Nüchtern schon viel hin und wider gestritten worden. Die deutsche Kriminalliteratur bezieht darüber ein höchst merkwürdiges und interessantes Dokument in den nachgewiesenen echten „Erinnerungen und Belebnissen eines zum Tode Verurteilten“. Der Verfasser, der seinen Nebenbuhler aufgelauret und ihn kalten Blutes niedergeschossen hatte, war vom Scharfrichter zum Tode verurteilt worden und schildert seinen Seelenzustand vor der Entscheidung, ob Begnadigung eintreten werde oder nicht, sehr anschaulich. Zunächst bis zur Entscheidung der Revision: „Bringt man es wirklich fertig, in Schummer zu verfallen, auf einige Minuten das drohende Schicksal zu vergessen, so fährt man bald in Schweiß gebadet wieder auf. Ist kein Mensch mehr, nur ein Stiefel und Hängel. Das Essen derirdete ich nicht, ich war ein Skelet, das sich kaum aufrecht erhielt. Als meine Revision verworfen worden war, ließ die ungeborene Kerkenspannung nach. Ich hatte Tränen. Sie wirkten beruhigend. Es machte sich ein Zustand so großer „Burning“ bei mir geltend, daß ich sogar einige Stunden zu schlafen vermochte. Manchmal aber fiel mich wieder der ganze Schrecken meiner Lage, und ich dachte der Revision. Die mich tausendfach hinrichtete, während ich mein Opfer durch einen wohlverdienten Lohn von der Erde nahm. Die sechs Wochen nach der Verurteilung hatten — das fühlte ich mit elementarer Gewalt — das Verbrechen gelohnt, was das erduldet hatte, was ich erduldet, dem mußte ich die

### Barmherzige Gott der Christen vergeblich.

Der Mann wurde schließlich begnadigt. Bleibt die Begnadigung aus, so ertragen die meisten Mörder ihre letzte Nacht und ihren letzten Gang nicht ohne Standhaftigkeit. Ausnahmen, entweder feige Todesflucht oder zynische Frechheit, kommen allerdings vor.

### Der Talisman in der Hohenzollernfrone.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß sich an den kostbarsten Edelstein, den die Krönungskrone der Hohenzollern tragen soll, eine alte Volkssage knüpft, die bis auf den Kurhut Friedrich I. von Nürnberg zurückgeht. Als dieser auf der Burg Hohenzollern die Boten des Kaisers empfangen hatte, die ihn aufboten, zur feierlichen Belehnung nach Romhans zu reisen, erschien ihm, als er schlafend im Wittern auf dem Ruhebetto lag, ein engelgleiches Wesen. Der Hohenzoller, erschreckt und doch zugleich freudig erregt, vernahm Worte der Weissagung für sein Haus und seine Regierung, die ihm nie gegantes Glück verheißten, und erhielt zuletzt von dem Engel einen köstlichen, helleuchtenden Edelstein, „zum Schmuck für seine Krone“. Am nächsten Morgen glaubte der Fürst, der endlich doch den Schlaf gefunden hatte, daß er nur geträumt habe. Der Stein aber, den er aus des Engels Hand erhalten hatte, lag vor ihm, jezt freilich nicht mehr leuchtend in Farbenglut, wie in der Nacht, sondern unansehnlich, glanzlos und trübe. Friedrich I. aber warf den Stein nicht weg, sondern schloß ihn in eine Truhe ein, um ihn sorgsam aufzubewahren. Jezt nahen Jahre des Kampfes, und der Kurfürst vergaß fast das wunderbare Geschenk. Nach manchem schweren Streite aber kam endlich der Tag, an dem ihm zu Berlin auf dem hohen Hause die Märker als Kurfürsten huldigen sollten. Als nun sein Leibdiener ihn schmückte und ihm den diamantbesetzten Kurhut aufstülpen wollte, bemerkte er zu seinem großen Schrecken, daß gerade der köstliche Edelstein aus seiner Fassung herausgebrochen war. Da entsann sich der Kurfürst des Steinens, welchen ihm einst der Engel übergeben hatte, — er ließ ihn holen und packte ihn in die Hülle hinein. Kaum aber hatte der Stein das Gold berührt, so sah er selbstgeigt darin — er war nicht mehr herauszudrehen und leuchtete heller denn alle die anderen Edelsteine. Als Talisman für das Glück des Hauses Hohenzollern, sagt die Tradition, habe er sich nun von Kind zu Kindeskind fortgeerbt, und jezt noch das kostbarste Stück der brandenburgischen Krone.

### Der älteste Liebesbrief.

In einem Vortrag, den Professor Dr. Nathan (Berlin) über die Geschichte der Bewertung des Lons hielt, aus dem ja schon nach der Genesis Gott den Menschen geschaffen hat, zeigte der Vortragende, daß der Ton im grauen Altertum auch der Liebe gedient habe. Er führte aus, wie auch damals im Orient die Heirat im wesentlichen ein Handelsgeschäft zwischen den Eltern war, und so konnte es ein Liebeswerben in unserem Sinne nicht geben. Trotzdem gab es schon von 4000 Jahren heimliche Liebesbriefe, und ein solcher liegt in der in Sippar, nördlich von Babylon, gefundenen Tontafel vor. Ihr Text lautet: „Du Kasbija sprich zu Simil Wardik: Möge der Sonnen Gott (der besonders in Sippar verehrt wurde) und Manduk (der Stadtgott Babylons) Dir ewiges Leben gewähren. Ich schreibe Dir, um zu erfahren, wie es Dir geht. Ob, gib mir darüber eine Nachricht. Ich bin in Babylon und habe Dich nicht gesehen, was mich sehr beunruhigt. Schreib mir, wenn Du kommst, damit ich glücklich bin. Komme im Oktober (die Zeit der großen Feste). Mögest Du ewig leben um meinetwillen.“

### Umsatz des kleinen Kreuzers Rostok.

Wie aus Kiel von unrichtigter Seite mitgeteilt wird, hat der kleine Kreuzer „Rostok“ beim Verholzen aus der kaiserlichen Werft in das Dock der Donalduerke ein Def erhalten. Das Schiff hatte in der kaiserlichen Werft gedockt und wurde durch Schlepddampfer auf seine Baumwerft zurückgeschleppt. Das lange, noch hoch aus dem Wasser liegende Schiff, ist natürlich nicht leicht durch Schlepfer genau zu lenken, kam dadurch etwas aus der beabsichtigten Richtung und ließ auf einen Stein. Solche Hindernisse sind in den Kieler Gewässern sehr häufig. Es ist Wasser in den Kreuzer gedrungen, das bereits durch die Pumpen geleert werden konnte. Argentinische Bedenkung kommt dem Vorschlag nicht zu. Damit erledigen sich die in Kiel umlaufenden Gerüchte, der Kreuzer sei infolge eines Grundstoßes oder durch Öffnen eines Ventils im Dock gesunken. — Der noch nicht in Dienst gestellte kleine Kreuzer „Rostok“ ist am 12. November v. J. auf Kiel gelegt worden. Seine Wasserverdrängung beträgt 4000 Tonnen.

### Die Flotten des Dreiebundes im Mittelmeer.

Das französische Marinefachblatt „Le Matin“ knüpft an eine deutsche Nachricht des Londoner „Daily Telegraph“, die es für beglaubigt hält: „Wenn sich die jetzige, durch den Balkankrieg veranlaßte politische Lage beruhigt haben wird, wird das zurzeit unter Befehl des Admirals Trummer im Mittelmeer befindliche Kreuzergeschwader in diesen Gewässern bleiben, wo bisher die deutsche Flotte nicht vertreten war. Im Kriegsfalle würde dies Geschwader unter den Oberbefehlshaber der österreichischen Flotte treten und so die schwache Seite dieser Flotte verstärken. Da Deutschland keinen Flottenstützpunkt im Mittelmeer hat, so würde das Trummer'sche Geschwader von Pola und Triest benutzen. Diese von der deutschen Admiralität getroffene Entscheidung bedeutet einen wenn auch nicht neuen, doch tatsächlichen Schritt der deutschen Mittelmeerpolitik. Deutschland setzt somit den ersten Fuß in dies Gebiet. Die deutsche Flotte wird in Zukunft auf dem großen Binnenmeere wehen, das wir als französisches beschreiben, und alle Folgen dieses Schrittes werden sich mit derselben Logik abspielen, von der uns die jüngste Geschichte zahlreiche treffende Beispiele gegeben hat.“

„Zuerst ein Geschwader, ein Konteradmiral, dann wird sich die Seestreitmacht vergrößern, der Schatten der Flotte wird sich auf den blauen Wogen ausbreiten — dann ein Flottenstützpunkt — und wenn die Stimme des Deutschen Kaisers schon laut im Chor der Mächte tönt, die zukünftigen Orientfragen werden von unlöslichen Schwierigkeiten und furchtbaren Erörterungen strotzen.“ Ein Vergleich mit den französischen Seestreitkräften mit denen des Dreiebundes im Mittelmeer ergibt nach „Le Matin“ ungefähre Gleichheit der Kräfte, am bedeutsamsten sei der Eintritt des „Göben“, da seine Geschwindigkeit ihm jede genügende Divergenz in der Schlacht gestatte.

Wenn auch „Viribus unitis“, „Dante Alighieri“, „Göben“ einer „Danton“-Division wesentlich überlegen sind, wie wird sich das Zusammenwirken italienischer Ungewöhnlich, österreichischer Methodik, deutscher Genauigkeit in der Schlacht gestalten? Die Seekriegsgeschichte lehrt die Ueberlegenheit der einheitlich geführten und ausgebildeten Linie gegenüber der durch Bündnisse zusammengestellten. Wenn auch die Division Trummer eine Verstärkung der Dreiebundflotten im Mittelmeer bedeutet und die französische Taktik und Strategie beeinflusst, so braucht die französische Flotte sich aus dem angeführten Grunde doch nicht zu beunruhigen, aber Frankreich muß in der Verlegung der Kreuzerdivision den Ausdruck eines vorausschauenden, hartnäckigen Willens und den ersten Schritt auf ein bestimmt geplantes und begierig ersehntes Ziel erblicken: Das Eindringen der Deutschen in das glückliche Meer, das die heroischen Rassen der Menschheit auf seinen blauen Wogen wiegte, mit seinen Winden belebte.“

### Die Stimmung im Oslak.

Die Pariser „Humanité“ stellt eine Untersuchung an über die wahren Anschauungen der „gezeichneten“ französischen Brüder, im Vogeislande. Natürlich schweigt die französische Presse diese Aeußerungen entweder tot oder stellt sie als Stimmen von eingewanderten Altschleichen oder Sozialisten hin. Heute kommt aber ein Mann zu Wort, den auch der „Temps“ und seine edlen Zeugnissen nicht als Preußen werden verdächtigen können, der Doktor Kayser aus Kolmar nämlich, der sich schon im Jahre 1895 an der Bildung der demokratischen Partei beteiligt hat und eine Zeilung Gemeinderat von Kolmar war. Er sagte dem Vertreter der „Humanité“:

„Wir sind in diesem Lande Demokraten aus Ueberlieferung und aus Gewohnheit. Bis auf Ludwig XIV. waren unsere Städte kleine Republiken, und Wühlhausen, das bis 1798 unabhängig blieb, hat sich dem Oslak nur angegeschlossen, weil Frankreich die Revolution gemacht hatte. Wir lieben Frankreich, weil es vor allem ein demokratisches Land ist, und wir entdecken der Sympathie für Deutschland, weil es das Land des Autoritätsprinzips ist. Wenn man aber glaubt, daß wir um den Preis eines Krieges wieder Franzosen werden möchten, so verkennt man vollständig das elastiische Bürgerium. Gerade, weil es demokratisches Geistes ist, kann es nicht kriegerisch sein. Mit dem „Temps“ zu behaupten, daß die Friedensbedingungen im Oslak von Beurlaubten des Deutschtums eingearbeitet werden, ist einfach lächerlich. Die Liebe, die und die französischen Chauvinisten bezeugen ist lässig. Und, wie Barz, Tereuinde, Ponsalot sind keine Freunde, sondern Gegner für uns. Die betreten nur das Frankreich der Vergangenheit, das uns gleichzeitig gemorden ist. Wir wollen den Frieden und überdies das Ende der Panama, die in Frankreich bloß der Revolution und in Deutschland bloß der Elgarde dient.“

### Das Forum der öffentlichen Meinung.

Einer der griechischen Weisen erklärte einst, kein Volk dürfe größer sein, als das es sich jederzeit auf dem Marktplatz versammeln könnte. Unsere modernen Staatengebilde haben selbstverständlich längst die räumlichen Grenzen der altgriechischen Stadtrepubliken überschritten, das Wort des alten Philosophen, richtig verstanden, hat aber noch heute Gültigkeit. Die Idee ist, daß kein Volk innerlich gefestigt sein kann, das nicht ein Forum besitzt, auf dem die Bürger ihre gegenseitlichen Meinungen diskutieren und ausgleichen können.

An Stelle der alten Agora ist im zwanzigsten Jahrhundert die Presse getreten, die heute das Forum der öffentlichen Meinung bildet. Mehr und mehr bricht sich diese Erkenntnis selbst bei denen durch, die früher für die siebente Großmacht stille Berachtung hatten. Selbst die großen Verkehrs-korporationen, nachdem sie das Verfehle ihrer Politik „Zum Teufel mit dem Publikum“ eingesehen, nachdem sie gelernt, daß sie ein Teil unserer Einrichtungen und nicht über Recht und Gesetz erhaben sind, bedienen sich heute in legitimer Weise der Vermittlung der Presse, um ihre Sache vor dem Volke zu verdeutlichen, soweit dies notwendig ist.

Wie jede Sache, so hat auch die Sache der Verkehrs-gesellschaften häufig zwei Seiten.

Die Zeitungen im allgemeinen vertreten naturgemäß das Interesse der großen Masse, die nicht organisiert ist und einen Führer braucht. Die Korporationen dagegen benutzen dasselbe Mittel, dessen sich jeder erfolgreiche Kaufmann bedient, der die Massen erreichen will: sie wenden sich in Annoncen an das lesende Publikum und suchen es für ihren Standpunkt zu gewinnen. Und es fehlt nicht an Beispielen, daß der Standpunkt der Korporationen von der großen Masse schließlich als der richtige anerkannt wurde.

Vielleicht wird auch einmal die Zeit kommen, daß die größte Korporation der Vereinigten Staaten, New York, respektive ihr Leiter, Mayor Gaynor, dem gegebenen Beispiel folgt. Die Weisheit der Gaynor'schen Maßnahmen wird in vielen Fällen stark angezweifelt; anstatt nun die Bevölkerung aufzuklären, schimpft der Mayor wie ein Rohrspatz auf die Zeitungen. „Der schimpft, hat unrecht“, heißt es im Sprichwort. Mayor Gaynor weiß ganz genau, daß die Presse das Publikum über die Lauterkeit seiner Bestimmungen aufklären würde, er brauchte seine Korporation nur zu Papier zu bringen und der Presse zur Veröffentlichung zu übergeben. Einen derartigen Rechtfertigungsversuch des Stadtoberhauptes würde keine Zeitung ignorieren, die Bürger aber könnten dann für sich selbst entscheiden, ob der Mayor mit Recht oder Unrecht angegriffen wird. Da Mayor Gaynor dies einfache Mittel zu seiner Rechtfertigung vernachlässigt, beweist am besten, wie armfelig es um seine Verteidigung bestellt sein, wie wenig Zutrauen er selbst dazu haben muß.

(D. J. N. J.)

### Zurückgewiesene Dichtervilla.

Die Stadt Pescara, Gabriele d'Annunzio's Heimatstadt, die, wie berichtet, dem Dichter neulich eine Villa in dem berühmten Pinienhain am Meer angeboten hatte, empfing von d'Annunzio folgendes saftige Telegramm, in dem er die Schenkung ablehnt: „Ich will weder weltliche noch geistliche Geschenke. Ich genieße mir selbst und lebe, wo es mir paßt, und in den Säulern, die ich mir selbst wähle.“ Inzwischen hat sich auch in Florenz ein Komitee gebildet, um dem in Paris lebenden Dichter eine goldene Medaille zu stiften und ihn um seine Rückkehr nach Italien zu bitten.

### Siegenzug des Salvatoriers.

Das Salvatorier hat in diesem Jahre in ganz Norddeutschland überraschend großen Absatz gefunden. 45,000 Hektoliter sind in 600 Waggons nach Norddeutschland und 31,000 Hektoliter davon nach Berlin gegangen. Radbestellungen konnten wegen mangelnder Leistungsfähigkeit nicht mehr ausgeführt werden. In München, wo der Ausfall, trotz zünftigen Wetters, drei Tage länger als sonst dauerte, sind an 11 Tagen 12,000 Hektoliter auf dem Roscherbergkeller getrunken worden, abgesehen von den Stadtwirtschaften der Brauerei, die ebenfalls länger als sonst, etwa noch auf 8 bis 14 Tage Stoff haben.

Die Menschen sind tausendmal mehr bemüht, sich Reichtum als Gesehildung zu erwerben, während doch ganz gewiß, was man sich, viel mehr zu unserem Glücke beibringt, als was man hat.

### Schopenhauer.

Nicht der Witz ist wichtig, den wir einnehmen, sondern die Richtung, in welcher wir uns darnach bewegen. Colman.